

MARTIN HEIDEGGER

MARTIN HEIDEGGER

Ex. 6

2305/25

GESAMTAUSGABE

DER SATZ VOM GRUND

I. ABTEILUNG: VERÖFFENTLICHTE SCHRIFTEN 1910-1976

BAND 10

DER SATZ VOM GRUND



VITTORIO KLOSTERMANN
FRANKFURT AM MAIN

VITTORIO KLOSTERMANN
FRANKFURT AM MAIN

Text der durchgesehenen Einzelausgabe
mit Randbemerkungen aus dem Handexemplar des Autors
Herausgegeben von Petra Jaeger

INHALT

Vorwort VIII

VORLESUNG DER SATZ VOM GRUND

Erste Stunde	3
Zweite Stunde	16
Dritte Stunde	27
Vierte Stunde	39
Fünfte Stunde	49
Sechste Stunde	61
Siebente Stunde	75
Achte Stunde	87
Neunte Stunde	99
Zehnte Stunde	111
Elfte Stunde	125
Zwölfte Stunde	139
Dreizehnte Stunde	153
VORTRAG	
DER SATZ VOM GRUND	171
Nachwort der Herausgeberin	191

Dieser Band ist nur im Rahmen der Gesamtausgabe lieferbar

© der Einzelausgabe: Verlag Günther Neske, Pfullingen 1957
© der Gesamtausgabe:

Vittorio Klostermann GmbH · Frankfurt am Main · 1997

Satz: Libro, Krefeld

Druck: Hubert & Co, Göttingen

Alle Rechte vorbehalten.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier · Printed in Germany
ISBN 3-465-02914-3 kt · ISBN 3-465-02915-1 Ln

rung der vier ersten Hauptsachen vorgebracht. Was Geschick des Seins genannt wird, kennzeichnet die bisherige Geschichte des abendländischen Denkens, sofern wir auf sie und in sie aus dem Sprung her zurückblicken. An das, was Geschick des Seins heißt, können wir nicht denken, solange wir nicht den Sprung vollziehen. Der Sprung ist der Satz aus dem Grundsatz vom Grund als einem Satz vom Seienden in das Sagen des Seins als Sein.

Wenn nun auch das Andenken an das Geschick des Seins nur aus dem Sprung möglich ist, so kann doch die seinsgeschichtliche Erfahrung der bisherigen Geschichte des abendländischen Denkens nichts sein, was völlig befremdet und gar auf einer willkürlichen Konstruktion der Geschichte beruht. Also muß die Geschichte des abendländischen Denkens ihrerseits Fingerzeige geben, die, falls wir ihnen folgen, uns einiges, wenngleich verhält, von dem erblicken lassen, was hier Seinsgeschichte heißt. Seinsgeschichte ist das Geschick des Seins, das sich uns zuschickt, indem es sein Wesen entzieht.

Zum Gebrauch des Wortes »Geschick« in der Rede vom Geschick des Seins sei folgendes vermerkt:

Gewöhnlich verstehen wir unter Geschick dasjenige, was durch das Schicksal bestimmt und verhängt worden ist: ein trauriges, ein böses, ein gutes Geschick. Diese Bedeutung ist eine abgeleitete. Denn »schicken« besagt ursprünglich: bereiten, ordnen, jegliches dorthin bringen, wohin es gehört, daher auch einräumen und einweisen; ein Haus, eine Kammer beschicken heißt: in der rechten Ordnung, eingeräumt und aufgeräumt halten. So hat Stefan George in einem seiner späten und schönsten Gedichte den alten Klang des Wortes »schicken« und »beschicken« wieder gehört, im »Seelied« (Das Neue Reich 1919, S. 150 f.). Das Gedicht beginnt:

»Wenn an der kimm in sachtem fall
Eintaucht der feurig rote ball:«

Die vorletzte Strophe lautet:

»Mein herd ist gut, mein dach ist dicht,
Doch eine freude wohnt dort nicht.
Die netze hab ich all geflickt
Und küch und kammer sind beschickt.«

Wenn wir das Wort »Geschick« vom Sein sagen, dann meinen wir, daß Sein sich uns zuspricht und sich lichtet und lichtend den Zeit-Spiel-Raum einräumt, worin Seiendes erscheinen kann. Im Geschick des Seins ist die Geschichte des Seins nicht von einem Geschehen her gedacht, das durch einen Verlauf und einen Prozeß gekennzeichnet wird. Vielmehr bestimmt sich das Wesen von Geschichte aus dem Geschick des Seins, aus dem Sein als Geschick, aus solchem, was sich uns zuschickt, indem es sich entzieht. Beides, Sichzuschicken und Sichentziehen, sind Ein und das Selbe, nicht zweierlei. In beiden waltet auf verschiedene Weise das vorhin genannte Gewähren, in beiden d. h. auch im Entzug, hier sogar noch wesentlicher. Das Wort vom Geschick des Seins ist keine Antwort, sondern eine Frage, unter anderen die Frage nach dem Wesen der Geschichte, insofern wir die Geschichte als Sein und das Wesen aus dem Sein denken. Der geschichtliche Charakter des Seins befremdet uns zunächst am meisten, abgesehen von der ständig mitlaufenden Schwirrigkeit, daß wir die Rede vom Sein zwar ohne weiteres und ins Unbestimmte verstehen, zugleich aber ratlos darin sind, was, streng gedacht, dies heißt: »das Sein«. Hat es jedoch damit seine Wahrheit, daß Sein jeweils sich uns zuschickt, als solches sich uns einräumt und Schickung ist, dann ergibt sich hieraus, daß »Sein« und »Sein« jeweils in den verschiedenen Epochen seines Geschickes anderes sagt. Gleichwohl waltet im Ganzen des Seinsgeschickes etwas Selbiges, was sich allerdings nicht durch einen allgemeinen Begriff vorstellen oder als ein roter Faden aus dem vielfältigen Geschichtsgang herausziehen läßt. Das zunächst Befremdliche bleibt jedoch dies: Sein schickt sich uns zu,

indem es zugleich sein Wesen entzieht, dieses im Entzug verbirgt.^a

Indes kündigt sich gerade dieser befreundlichste Charakter des Seins schon früh in der Geschichte des abendländischen Denkens an. Er kündigt sich insofern an, als frühe Denken der Griechen dort, wo es sich vollendet, bei Platon und Aristoteles, eigens auf einen Sachverhalt achten muß, den das nachkommende Denken zwar im Blick behalten, aber in seiner Tragweite keineswegs ermessen hat. Um diesen Sachverhalt in aller Wesentlichkeit und Kürze vor unseren Blick zu bringen, sei ein hervorragendes Zeugnis aus vielen ausgewählt. Es findet sich am Beginn des ersten Kapitels des ersten Buches der »Physik« des Aristoteles. Diese »Physik« ist eine Vorlesung, in der er das von-sich-her-Seiende, τὰ φύσει ὄντα, hinsichtlich seines Seins zu bestimmen versucht. Die aristotelische »Physik« ist von dem, was wir heute unter diesem Namen verstehen, nicht nur insofern verschieden, als sie in die Antike, die physikalische Wissenschaft dagegen in die Neuzeit gehört, sondern vor allem dadurch, daß die »Physik« des Aristoteles Philosophie ist, die neuzeitliche Physik aber eine positive Wissenschaft, die eine Philosophie voraussetzt. Die »Physik« des Aristoteles bleibt das Grundbuch dessen, was man später Metaphysik nennt. Diese bestimmt das Gefüge des gesamten abendländischen Denkens, auch dort, wo es als neuzeitliches Denken gegen das antike Denken zu denken scheint. Allein Gegnerschaft schließt stets eine entschiedene und oft sogar gefährliche Abhängigkeit in sich. Ohne die »Physik« des Aristoteles gäbe es keinen Galilei. Aristoteles beginnt seine Vorlesung, indem er den Weg überlegt, auf dem das Denken dahin gelangt, das von-sich-her-Seiende, τὰ φύσει ὄντα, hinsichtlich seines Seins und dieses Sein als φύσις zu umgrenzen. Der Weg heißt griechisch ὁδός; μετά heißt »nach«; μέθοδος ist der Weg; auf dem wir einer Sache nachgehen: die Methode. Es gilt, dem Sein des Seienden nach-

^a Lichtung »des« Sichverbergens Bergens

zugehen. Das Sein des von-sich-her-Aufgehenden und -Anwesenden heißt φύσις. Wie steht es nun mit dem Weg des Denkens, das unterwegs zur φύσις ist? Der Weg dahin empfängt seinen eigenen Charakter aus der Weise, wie das Sein des Seienden für den erkennenden Menschen offenbar ist. Nun zeigt sich überall leicht, daß uns das jeweilige Seiende, z. B. die Erde, das Meer, die Gebirge, die Gewächse und die Tiere, jederzeit offenkundig gegenüberliegt. Darum ist es uns vertraut und unmittelbar zugänglich. Dagegen liegt das, wohindurch all dieses von-sich-her-Anwesende auf seine Weise anweist und aufgeht, uns niemals gegenüber wie das hier und dort jeweils Anwesende. Das Sein ist uns keineswegs so unmittelbar vertraut und offenkundig wie das jeweilig Seiende. Nicht als ob das Sein sich gänzlich verborgen hielt. Geschichte dies, dann könnte uns auch niemals Seiendes gegenüberliegen und vertraut sein. Sein muß sogar von sich her und schon zuvor scheinen, damit jeweilig Seiendes erscheinen kann. Würde Sein nicht scheinen, dann gäbe es keine Gegend, innerhalb deren allein ein Gegenüber sich ansiedeln kann. Hieraus ersieht wir: Sein zeigt im Vergleich mit dem unmittelbar zugänglichen Seienden den Charakter, an sich zu halten, sich in gewisser Weise zu verbergen. Gemäß diesem Grundzug des Seins bestimmt sich die Natur des Weges, der zur Bestimmung des Seins des Seienden führen soll. Zur Kennzeichnung des Weges, der das Denken in die Gegend des Seins des Seienden führt, sagt Aristoteles am Beginn der Physik-Vorlesung dies:

τέρπουρα δὲ ἐν τῶν γωοικωτέρων ἡμῶν ἢ ὁδός καὶ σαφειτέρων ἐνὶ τῷ σαφειτέρῳ τῇ φύσει καὶ γωοικωτέροις (184 a 16 sqq.).

Erläuternd übersetzt, sagt dies:

»Der Weg (auf das Sein des Seienden zu) aber ist aus seinem Wesen so geartet und geleitet, daß er von dem uns Vertrauteren, weil nämlich für uns Offenkundigeren aus auf das zuführt, was, weil von ihm selbst her aufgehend, das an ihm selbst Offenkundigere und in solchem Sinne das zuvor schon Zugetraute ist.«

der Geschichte dieses Denkens das Geschick des Seins als Entzug walhet. Aber nicht oft genug kann vor unsern inneren Blick gebracht werden, was hier Entzug besagt. So wenig wie das Sichentbergen die erst hinzukommende Beschaffenheit eines sonst bereits irgendwie bestehenden »Seins« ist, so wenig gilt dies vom Entzug und Sichentziehen. Wäre dies eine Beschaffenheit des Seins, dann besägte dies: Durch den Entzug bleibt das Sein einfach weg. Es gäbe dann dem so verstandenen Entzug zufolge kein Sein. Man verstünde hier Entzug in einem Sinne, der ein Verfahren meint, durch das man z. B. einem Wein die Säure entzieht, damit er sie nicht mehr hat. Aber Sein ist kein Ding, das irgendwer uns wegnimmt und beseitigt, sondern das Sichentziehen ist die Weise, wie Sein west, d. h. als Anwesen sich zuschickt. Der Entzug bringt das Sein nicht auf die Seite, sondern das Sichentziehen gehört als Sichverbergen in die Eigenschaft des Seins. Sein wahrt sein Eigenes im Sichentbergen, insofern es sich als dieses zugleich verbirgt. Das Sichverbergen, der Entzug, ist eine Weise, in der Sein als Sein währt, sich zuschickt, d. h. sich gewährt.

Um das Sein des Seienden deutlicher als Geschick in den Blick zu bekommen, beachten wir innerhalb der Geschichte des abendländischen Denkens das Verhältnis zwischen Leibniz und Kant. Der Hinweis bleibt notgedrungen in dem begrenzten Gesichtskreis, der sich auf dem Weg dieser Vorlesung öffnete.

Leibniz hat den Satz vom Grund als obersten Grundsatz heraus- und aufgestellt. Das leibnizische Denken, das die Überlieferung des abendländischen Denkens auf eine neue Weise erweckt und sammelt, gibt dem Anspruch des Satzes vom Grund als eines obersten Grundsatzes die Bahn frei, damit das in diesem Anspruch sich bergende Mächten zum Tragen kommt.

Doch was ist das Machtende im Anspruch des Grundes, wenn der Satz vom Grund ein Satz des Seins ist, demgemäß Sein und Grund das Selbe »sind«? Im Mächten des Anspruches des Grundes walhet das Sein als Geschick – und wenn als Geschick, dann in der Weise des Entzugs. Es gilt jetzt, in die Epoche des Seins-

geschickes, die das Wesen der Neuzeit bestimmt, einen Einblick zu versuchen.

Obwohl das Denken von Leibniz und Kant nach der historisch gerechneten Zeitferne uns um vieles näher liegt als das Denken des Griechentums, ist das neuzeitliche Denken in seinen Grundzügen weit schwerer zugänglich; denn die Schriften und Werke der neuzeitlichen Denker sind anders gebaut, vielschichtiger, mit Überlieferung durchsetzt und überall in die Auseinandersetzung mit dem Christentum eingelassen. Im Hinblick auf diese verwickelte Sachlage bleibt der folgende Hinweis auf Kant immer ein vereinzelter, schwacher Lichtstrahl. Er soll uns nur dazu verhelfen, ein Geringes vom Walten des Seinsgeschickes innerhalb des neuzeitlichen Denkens zu erblicken. Wir beherrzigen dabei den folgenden Leitgedanken:

Je größer das Denkwerk eines Denkers ist, das sich keineswegs mit dem Umfang und der Anzahl seiner Schriften deckt, um so reicher ist das in diesem Denkwerk Ungedachte, d. h. jenes, was erst und allein durch dieses Denkwerk als das Nicht-Gedachte heraufkommt. Dies Ungedachte betrifft freilich nicht etwas, was ein Denker übersehen oder nicht bewältigt hat und was dann die besserwissenden Nachkommen nachholen müßten.

Leibniz bestimmte die geläufige Vorstellung, daß alles einen Grund und jede Wirkung eine Ursache habe, als principium reddendae rationis sufficientis, als den Grundsatz von der Zureichende Grund, ist aber im Sinne von Leibniz keineswegs der Grund, der gerade noch ausreicht, um etwas als ein Seiendes so zu halten, daß es nicht sogleich in Nichts zerfällt. Der zureichende Grund ist jener, der dem Seienden dasjenige zu- und darreicht, was es in den Stand setzt, sein volles Wesen, d. h. die perfectio, zu erfüllen. Die ratio sufficientis heißt daher bei Leibniz auch die summa ratio, der höchste Grund. Hier müssen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß der zureichende Grund für Leibniz stets der am weitesten reichende und so allem vor-

Sein »*isik*«, was sein anfänglicher Name *λόγος* sagt, geschicklich das Selbe mit dem Grund. Insofern Sein als Grund west, hat es selber keinen Grund. Dies jedoch nicht deshalb, weil es sich selbst begründet, sondern weil jede Begründung, auch und gerade diejenige durch sich selbst, dem Sein als Grund ungemäß bleibt. Jede Begründung und schon jeder Anschein von Begründbarkeit müßte das Sein zu etwas Seiendem herabsetzen. Sein bleibt als Sein grundlos. Vom Sein bleibt der Grund, nämlich als ein es erst begründender Grund, weg und ab. Sein: der Ab-Grund.

Steht nun dies Gesagte nur neben dem zuerst Gesagten: Sein und Grund: das Selbe? Oder schließt gar eines das andere aus? So scheint es in der Tat, wenn wir nach der Regel der gewöhnlichen Logik denken. Darnach besagt: »Sein und Grund: das Selbe« so viel wie: Sein = Grund. Wie soll dann noch das Andere gelten können: Sein: der Ab-Grund? Allein gerade dies zeigt sich als das jetzt zu-Denkende, nämlich: Sein »*isik*« der Ab-Grund insofern Sein und Grund: das Selbe. Insofern Sein gründen »*isik*«, und nur insofern, hat es keinen Grund.

Denken wir dem nach und bleiben wir in solchem Denken, dann merken wir, daß wir aus dem Bereich des bisherigen Denkens abgesprungen und im Sprung sind. Aber fallen wir mit diesem Sprung nicht ins Bodenlose? Ja und Nein. Ja – insofern jetzt das Sein nicht mehr auf einen Boden im Sinne des Seienden gebracht und aus diesem erklärt werden kann. Nein – insofern Sein jetzt erst als Sein zu denken ist. Als dieses zu-Denkende wird es aus seiner Wahrheit her das Maß-Gebende. Die Weise des Denkens muß sich dieser Maß-Gabe amessen. Aber dieses Maß und seine Gabe können wir durch kein Errechnen und Ausmessen von uns aus an uns reißen. Sie bleiben das für uns Unermeßliche. Der Sprung läßt jedoch das Denken so wenig ins Bodenlose im Sinne des völlig Leeren fallen, daß er erst das Denken in die Entsprechung zum Sein als Sein, d. h. zur Wahrheit des Seins gelangen läßt.

Hören wir den Satz vom Grund in der anderen Tonart und

denken wir dem Gehörten nach, dann ist dies Nach-denken ein Sprung und zwar ein Weitsprung, der das Denken ins Spiel mit dem bringt, worin das Sein als Sein ruht, also nicht mit solichem, worauf es als seinem Grund beruht. Das Denken gelangt durch diesen Sprung in die Weite jenes Spiels, auf das unser Menschenwesen gesetzt ist. Nur insofern der Mensch in dieses Spiel gebracht und dabei aufs Spiel gesetzt ist, vermag er wahrhaft zu spielen und im Spiel zu bleiben. In welchem Spiel?

Wir haben dieses Spiel kaum erfahren und in seinem Wesen noch nicht bedacht, d. h. in dem, was es spielt und wer es spielt, und wie hier das Spielen zu denken ist. Wenn wir versichern, das hier gemeinte Spiel, worin das Sein als Sein ruht, sei ein hohes und gar das höchste Spiel und frei von jeder Willkür, dann wird damit wenig gesagt, solange dieses Höhe und sein Höchstes nicht aus dem Geheimnis des Spiels gedacht ist. Dies zu denken, reicht jedoch die bisherige Denkweise nicht aus; denn sobald sie das Spiel zu denken, d. h. nach ihrer Art vorzustellen sucht, nimmt sie es als etwas, das ist. Zum Sein eines Seienden, also auch zum Spiel, gehört dann der Grund. Das Wesen des Spiels wird sonach als Dialektik von Freiheit und Notwendigkeit überall im Gesichtskreis des Grundes, der ratio, der Regel, der Spielregel, des Kalküls bestimmt. Vielleicht müßte man den leibnizischen Satz: *Cum Deus calculat fit mundus*, gemäßer übersetzen durch: Während Gott spielt, wird Welt.

Die Frage, zu der uns der Sprung in die andere Tonart des Satzes vom Grund anweist, lautet: Läßt sich das Wesen des Spiels sachgemäß vom Sein als Grund her bestimmen, oder müssen wir Sein und Grund, Sein als Ab-Grund aus dem Wesen des Spiels her denken und zwar des Spiels, in das wir Sterbliche gebracht sind, die wir nur sind, indem wir in der Nähe des Todes wohnen, der als äußerste Möglichkeit des Daseins das Höchste an Lichtung des Seins und seiner Wahrheit vermag? Der Tod ist die noch ungedachte Maßgabe des Unermeßlichen, d. h. des höchsten Spiels, in das der Mensch irdisch gebracht, auf das er gesetzt ist.